

Oftener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 260. — Ich bin ausgefunne, daß ich doch verdorrt mehr werth bin, als wie so manche grobhartige Mensch...

Enttäuscht.



Chef: „Heute ist ja wohl Ihr Geburtstag, Herr Meier?“ Kommiss (erwartungsvoll): „Ja wohl!“

wie als un sagt: Ich hat so? Na das ist all was se gesagt hot. Mit einem mal, hot se gesagt, se hätt so schreckliches Sid Hetteht, daß se sich for e Weil hinlege müht un mer solle se e wenig edsjusse. Dann is se in e anneres Ruhm un ich ken zu die Wedesweilern gesagt: Selter Spuhn is gestohle un duht zu mich belange...

Die Modoc-Indianer.

Althistorische Reminiscenz aus Nord-California. Von Rufus.

Zwischen dem 121. und 122. Meridian an beiden Seiten der Grenzlinie zwischen California und Oregon befindet sich die Wasserscheide, von welcher der Sacramento und der Klamath hinabfließen — Basalt-Felsen, die durch vulkanische Erdstüttungen und Umwälzungen wild durcheinander gerührt worden sind, eine rauhe und unfruchtbar — unangenehme Gegend...

Aber seiner Zeit, in den sechziger Jahren noch des vorigen Jahrhunderts, waren sie einer der bedeutendsten Indianer-Stämme in der Vereinigten Staaten. Sie waren ein Theil des Indianer-Volkes der Klamath, welches in der Klamath See-Indianer und die Modocs zerfiel. Alle diese Klamaths waren körperlich und geistig wohl entwickelt und lebten vorzugsweise von Fischfang und Jagd...

Ein Opfer. „Ach, Fräulein Laura, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie verehere! Ich wäre im Stande, das größte Opfer für Sie zu bringen!“ „Wirklich? Dann heirathen Sie doch, damit ich auch an die Reife komme, — meine ältere Schwester!“

Ja so! „Freund! Neulich war ich im Theater über Dich erstaunt, weil Du nicht wegen den riesengroßen Hut protestirtest, den die dich vor Dir sitzende Dame aufhatte.“

Vernehmlich. „Freund! (der sich einen Zahn hat ziehen lassen): „Was hab' ich zu zählen?“ Dorfbruder: „1 Mark und 10 Pfennige!“

Freund: „Wofür denn die 10 Pfennige?“ Dorfbruder: „Während der Kartoffel hab' ich Sie auch gleich rasirt!“

Keusch. „Du, Mann, drin im Gastzimmer sitzt Dein Obovat. Willst Du ihn nicht fragen, ob er gern Wellfleisch ist, da wir heut' grad Schweineschlachten haben?“

„Um Gottes Willen nicht — der ist im Stande und schickt mir dann eine Rechnung für e h e i l t e A u s k u n f t!“

Der Kritiker. „Zuhörer (beim Vortrag einer Sängerin, die falsch singt): „Wenn ich nur wüßte, welches Lied sie meint!“

die Indianer erfuhren bald durch ihre Kundschafter, daß keine Frauen und Kinder auf den Wagen seien, und sie wurden dadurch argwöhnischer. Mehrere Monate später verfuhrte Ben es mit einer anderen List. Als es ihm einfiel gelang, eine kleine Bande von Modocs zu überfallen und zu umzingeln, tödtete und stakprie er sie nicht, wie sie es erwarteten hatten, sondern er war freundlich gegen sie und benutzte sie dazu, ihm als eine Art von Friedenskommission zu ihren Stammesgenossen zu dienen. Er knüpfte auf diese Weise Verhandlungen mit dem Stamm an und lud die Indianer ein, mit ihm und den Weiben einen Friedensvertrag zu schließen. Sie glaubten ihm, sie hielten ihn für harmlos und für ihren Freund, und die Zusammenkunft fand am nördlichen Ufer des Lost River, einige hundert Yards von der „Natural Bridge“, statt. Dorthin kamen einundfünfzig Indianer, ungefähr ebensoviel, wie die Gesellschaft Wright's zählte. Beide Theile hatten versprochen, keine Waffen mitzuführen, aber die Leute Wright's hatten ihre Revolver in den Taschen verborgen. Die Verhandlungen begannen. Da zündete sich Wright seine Pfeife an, — das war das verabredete Zeichen, — und in diesem Moment bligten fünfzig Revolver, und einen Augenblick später wälzten sich alle Indianer bis auf zwei tödtlich getroffen am Boden oder lagen schon als Leichen auf der Erde.

Wright hat später seine That damit entschuldigt, daß der mörderische Charakter dieser Indianer und die Maffaces, die sie vorher an den Weiben verübt hatten, den Mord gerechtfertigt haben. Auf jeden Fall war von da an kein Frieden mehr zwischen den Modocs und den Weiben möglich, — Wright selber wurde einige Jahre später von einem Modoc erschossen, als er am Abend vor der Thüre seiner Kabine an der Mündung des Rogue River stand. Und von da an wurde sein Name von den Indianern gehaßt, und die indianischen Weiber brachten ihn dazu, um die Kinder damit zu schreden, so wie andere Weiber die Kinder mit dem Teufel oder mit Gespenstern ängstigten. Die Modocs dachten von da ab an nichts mehr, als an Rache, sie verfolgten die Weiben und beraubten und ermordeten sie, wo immer sie konnten, so daß der Territorial-Gouverneur von Oregon bewaffnete Expeditionen gegen sie schickte mußte. Ihre Zahl nahm von Jahr zu Jahr ab, so daß im Jahre 1864, als der alte Häuptling Scowdy die Streitmacht begrub, er trauernd sagte: „Einst war mein Volk so zahlreich, wie der Sand am Meere. Aber jetzt ruhe ich sie, und nur der Wind antwortet. Vierhundert starke junge Männer gingen mit mir zum Kampf gegen die Weiben, — jetzt sind es nur noch achtzig. Wir wollen gut sein, wenn der weiße Mann uns in Frieden läßt, und wollen für immer Freunde derselben sein.“ Und er hielt sein Wort, vielleicht besser, als die Weiben. Denn diese fingen bald wieder an, die Indianer zu zeigen, so daß es schließlich zu dem Vernichtungskriege gegen dieselben kam, der damit endete, daß der Rest der Modoc-Nation auf die Reservation im Indianer-Territorium gebracht wurde. (Cal. Demokrat.)

Die New Yorker Polizeipferde. Die Pferde unserer berittenen Polizei sowie die für den Patrolovaendienst bestimmten Thiere werden ausnahmslos in Michigan gezüchtet. Ihre Rasse, wie die fast aller amerikanischen Gebrauchspferde, ist nicht genau zu klassifizieren. Denn der Amerikaner hat von jeher mehr auf den Bau, als die Abkunft seiner Pferde gesehen. Allerdings sehr zu seinem Nachtheil. Obgleich man bereits im Jahre 1788 Kassepferde importirte, von denen der berühmte Vollbluttraber „Messenger“ wohl das bekannteste ist, hat man doch nur ein schweres Gupfererz erzielt, das als typisch amerikanisch bezeichnet werden könnte. Hauptsächlich aber verdaß man die Rasse durch eine allzu einseitige Beimischung des Hambletonian Blutes, und erst seit dem Jahre 1847 hat man durch die Zucht des Henry Clay Pferdes einen Typus entwickelt, der als spezifisch amerikanisch bezeichnet werden kann. Dieses Pferd zeichnet sich durch Schnelligkeit, gutes Temperament, kräftige Bauart und Ausdauer aus. Leider aber hat es der Amerikaner nicht verstanden, sich dieses ausgezeichnete Pferd ganz rein zu erhalten.

Die New Yorker Polizeipferde.



Meistentheils verbringen diese die ersten fünf Jahre ihres Pferdebejungsalters auf den saftigen Weiden des nordwestlichen Michigan, um dann in Partien von 30 Stück nach dem New Yorker Polizeidepartement verschifft zu werden. Die Pferde kommen in total untrainirtem Zustand dort an, und kosten dem Departement von 200 bis 250 Dollars pro Stück. Nach der Dressur allerdings erhöht sich ihr Marktpreis bis zu 1000, 1500, ja sogar 2000 Dollars. Eine derartige Pferdehandlung kommt monatlich einmal auf der Station Watsfield an der 240. Str. (Bronx) an, von wo sie unmittelbar nach der 2 Minuten von der Station entfernten, auf einer luftigen Anhöhe gelegenen Trainiranstalt des Departements transportirt werden. Hier wartet ihrer ein erfahrener Schulleiter, George Ferguson, mit zwei Jockeys, von denen der eine der wohl berühmte James Byrne, der andere ein in Sportkreisen bekannter Reiter von großem Ruf ist. Beide gehören übrigens zur sogenannten Central Park Squab, den besten Reitern des Departements.

Die Pferde unserer berittenen Polizei sowie die für den Patrolovaendienst bestimmten Thiere werden ausnahmslos in Michigan gezüchtet. Ihre Rasse, wie die fast aller amerikanischen Gebrauchspferde, ist nicht genau zu klassifizieren. Denn der Amerikaner hat von jeher mehr auf den Bau, als die Abkunft seiner Pferde gesehen. Allerdings sehr zu seinem Nachtheil. Obgleich man bereits im Jahre 1788 Kassepferde importirte, von denen der berühmte Vollbluttraber „Messenger“ wohl das bekannteste ist, hat man doch nur ein schweres Gupfererz erzielt, das als typisch amerikanisch bezeichnet werden könnte. Hauptsächlich aber verdaß man die Rasse durch eine allzu einseitige Beimischung des Hambletonian Blutes, und erst seit dem Jahre 1847 hat man durch die Zucht des Henry Clay Pferdes einen Typus entwickelt, der als spezifisch amerikanisch bezeichnet werden kann. Dieses Pferd zeichnet sich durch Schnelligkeit, gutes Temperament, kräftige Bauart und Ausdauer aus. Leider aber hat es der Amerikaner nicht verstanden, sich dieses ausgezeichnete Pferd ganz rein zu erhalten.

Beim Morgengrauen des nächsten Tages schon beginnt die Dressur mit der allgemein üblichen Bearbeitung des Pferdes mit Longe und Peitsche auf dem Zirkel. Diese Longirübungen nehmen ungefähr 2 Stunden in Anspruch, worauf den Pferden eine Pause, die bis in den Spätmittag währt, vergönnt wird. Schon am ersten Tage, so sagte mir der Reiter, zeigt es sich, ob ein Pferd brauchbar ist oder nicht. Denn für halbschrittige und böswillige Pferdegemüther hat das Polizeidepartement keine Verwendung. Die Thiere werden dann nach 30tägiger Probezeit entweder nach den Gestirben Michigans zurückgeschickt, oder aber, wenn besserungsfähig, für den Patrolovaendienst eingestellt; doch erweisen sich fast 30 Prozent als untauglich.

Die besonders gelegirten Thiere bekommen schon am Nachmittag des ersten Tages den sogenannten „Dumbjod“ aufgeschminkt. Dies ist ein gabelförmiger Apparat, der mit dem Sattelgurt verknüpft, mit diesem ein Ganzes bildet und ihn durch den Rückenstrang mit der Schweifwurzel verbindet. An den Flanken dagegen sind 2 Revolverhaken angebracht, welche die Trensenzügel festhalten, um so dem Pferde die erforderliche Kopfhaltung anzugewöhnen. Unter Anwendung dieser Longe werden dem Pferde die ersten Gangarten beigebracht. Man bezeichnet diese Longe hier kurzweg mit dem Namen „Cavaillon“. Auch daß die Pferde auf Kommando des betreffenden Polizisten den ihnen angewiesenen Platz nicht verlassen, oder auf Lokruf ihrem Herrn überall hin folgen, wird ihnen bei Benutzung dieses „Cavaillon“ beigebracht.

Etwas schwieriger dagegen verhält sich die Dressur der böswilligen und halbschrittigen Pferde. Diese werden geworfen, und zwar mit Hilfe einer höchst praktisch angebrachten flaschenzugartig wirkenden Hilfsleine. Dies geschieht folgendermaßen: Eine an der Fessel des linken Vorderfußes angebrachte Schlinge läuft durch den linken Trensenring und von da über die Ohren weg, durch den „Dumbjod“. Sobald der Dresseur die Leine anzieht, verliert das Pferd das Gleichgewicht, sinkt zunächst in die Knie und wird durch weiteres Anziehen der Leine gezwungen, sich nach links oder rechts auf den Boden zu werfen. Durch Streicheln und Liebtosungen sucht man nun seine Widerpenigkeit zu legen und sein Vertrauen zu gewinnen. Sobald das Thier sich beruhigt hat und vertraulicher geworden ist, wird es seiner Fesseln entledigt und am Halfter in seine Box zurückgeführt. Am nächsten Tage wird das Experiment wiederholt, und wie mir versichert wurde, hat man durch dieses Verfahren die anscheinend ungebärdigten Thiere gefügig gemacht.

Die darauffolgenden Tage wird nun versucht, die Sättel aufzulegen, wobei nicht besonders großer Vorzicht zu Werke gegangen wird. Man legt die Sättel zunächst ganz behutsam auf den Rücken der Gängel, den Gurt ganz lose anziehend, um den Pferden keinen un-

nötigen Schrecken einzujagen. Doch schon nach Verlauf einiger Minuten turlet man fest an. Alsbald steigt der Reiter in den Sattel. Hier zeigt sich die Mehrzahl der Pferde oft ganz rasend und nicht selten endet dieser Theil der Dressur mit ernstlichen Unfällen aller Art für Reiter und Thier. Einer „Wild West Show“ würden jedenfalls diese Gezeiten alle Ehre machen. Wirklich forwisch wirkt es aber, wenn die Thiere halbwegs beruhigt, mit trummern Rücken, einem wahren Kagenbuckel, mit ihrer ungewohnten Last dahintänzen. Sobald sie sich aber, nach Verlauf einiger Tage, an den Reiter gewöhnt haben, geht man ohne weiteres zu den eigentlichen rein technischen Reittübungen über. In der Trainiranstalt wird das Pferd auf Rechts- und Links-, sowie Contregalopp eingeritten, und wird bei den nöthigen Hilfen (Schentelndrud und Gefäßwechsel) nach Ablauf von 30 Tagen als brauchbares und oft ausgezeichneter Reittier dem Polizisten für den Dienst überliefert. (N. Y. Städtg.)

Die Zrennpflege von heute.

Mit unendlicher Mühe hat sich die Psychiatrie aus einem ungeheuren Haufen von Berglauben und Vorurtheilen herausarbeiten müssen, um — wie die anderen Spezialfächer der Medizin — zu einem Zweige der exakten Wissenschaft zu werden. Wenn sie nun auch bis zur Vollendung dieser Entwicklung noch Jahrzehnte brauchen wird, so zeigen sich in der Zrennpflege doch heute schon die Erfolge der neuerlichen, von Grund aus erdachten Anstaltungen.

Wir sperren unsere Geisteskranken heute nicht mehr hinter vergitterte Fenster, die den Häusern das Aussehen von Käfigen geben, wir verschmähen die Zwangsjacke, wie überhaupt jede Anwendung brutaler Gewalt, und kommen sogar immer mehr davon ab, durch Verabreichung großer Schlafmittel, die eine vorübergehende Beruhigung zu erzielen, die den Kranken oft stärker erschöpft, als selbst das wildeste Toben.

Arzneilose Behandlung wird allseitig angestrebt, und wenn wir einen unruhigen, wild lärmenden Kranken ein paar Stunden ins warme Bad legen, so pflegt die gewünschte Beruhigung in einer ganz natürlichen und ungezwungenen Weise einzutreten. Auch der Isolirraum, die „Zelle“, das Schredengefäß früherer Zeit, verlieren ihre Schrecken mehr und mehr. Nur im äußersten Nothfalle nimmt sie auch jetzt noch den einen oder anderen Kranken vorübergehend auf, vielfach nur auf Stunden; denn die Wirkung der Isolirung ist frappant. In vielen Anstalten läßt man daher nur wenige „Zellen“ weiter bestehen und wandelt die Mehrzahl zu Räumen anderer Bestimmung, zu Badezimmern, Kleiderkammern oder Arbeitsstätten um. Denn gearbeitet, das muß gesagt werden, wird in den modernen Anstaltsbetrieben ganz gewaltig!

Man hat endlich eingesehen, daß wir in der Arbeit eines der wirksamsten Heilmittel besitzen. Ja, für viele Zustände von Neurasthenie, Hypochondrie u. dergl. ist sie überhaupt das einzige. Wie viele Eristenzen geben zugrunde, weil sie nicht geregelte Lebensarbeit fanden! Wie viele mittelmäßig Begabte quälten sich aus falschem Ehrgeiz mit Dingen ab, die ihr Fassungsvermögen übersteigen. Hier liegt eine starke Quelle geistiger Erkrankungen auslösender Momente. Dem Einfachen eine einfache, dem Komplizierten eine kompliziertere Arbeit zu geben, ist daher eine der wichtigsten Heilmahnahmen geworden; und auch ganz Arbeitsunfähige sucht man irgendwie zu beschäftigen, sei es durch Spiele, sei es durch feste Veranstaltungen, welche oft genug auch in die düsterste Seele noch einen Abglanz von Freude werfen. Nicht alles zuvor können Rücksichtnahme und strenge Individualisierung wieder gut machen, was ein unzureichendes oder rücksichtsloses Leben verborben hat, aber sie können doch viele Gefallene aufrichten und stützen und das Gefühl des Menschlichen oft auch in solchen Elementen wieder wecken, welche der Lebenskampf antizipal, gemeinschädlich gemacht hatte. Es ist christliche Charitas der That, die in den großen Anstalten geübt wird. Das Verständnis für geistige Erkrankungen im Volke ist unstreitig im Wachsen begriffen. Die panische Angst einerseits, das ammaßende und lieblose Verhöhnern solcher Unglücklichen andererseits läßt langsam nach und wandelt sich in das warme, menschliche Mitleid. Die Wandlung der öffentlichen Meinung drückt sich auch in einer Bewegung aus, welche neuerdings darauf abzielt, die in der Psychiatrie noch vielfach gebräuchlichen häßlichen Ausdrücke wie „Zrennanstalt“, „Lobhol“, „Zelle“, welche unstreitig etwas Gefängnisähnliches an sich haben, auszumetzen bezw. durch andere zu ersetzen. Man bringt die Kranken jetzt in „Heil- und Pflegenanstalten“ unter, läßt sie im „Garten“ nach Belieben lärmern und singen, und spart nur für den Notfall den „Einzelturm“ auf, von dessen sinkender Bedeutung bereits oben die Rede war. Dr. G. Lom er, Zrennarzt.